

Marie-Louise Gubler

Die Gemeinschaft der Heiligen

»Seid heilig, denn ich bin heilig.« (Lev 19,2)

Einer, den die Gnade überfordert und doch hält; eine, die sich trotz Finsternis die Liebe bewahrt; eine, die für ihr Volk stirbt; einer, der sich nicht scheut, sich die Hände schmutzig zu machen – Heilige, die auch heute Menschen faszinieren. Anhand von vier Beispielen wird hier der Frage nachgegangen, was Heiligkeit eigentlich bedeutet.

● »Heilige sind Menschen, durch die es andern leichter wird zu glauben« meinte der Ökumeniker und lutherische Erzbischof von Uppsala, Nathan Söderblom (1866-1931). Dies trifft sicher für jene Heiligen zu, deren Andenken im Zusammenhang mit heutigen Fragen lebendig blieben, wie Franz von Assisi und seine Liebe zur Schöpfung oder die als Heilige verehrte, aber nie offiziell kanonisierte Hildegard von Bingen und ihre ganzheitliche Sicht von Mensch und Welt. Doch: sind Heilige wirklich so leicht zugänglich, wie uns ihre »Renaissance« oder gar Vermarktung glaubhaft machen will? Einem beinahe inflationären Kanonisationseifer durch Papst Johannes Paul II. in der katholischen Kirche steht eine zunehmende Indifferenz oder Unkenntnis der einst so bekannten Heiligengestalten und ihrer in der Kunst abgebildeten Attribute gegenüber. Zwar tragen noch die meisten Menschen einen Namen, der sich von einem oder einer Hei-

ligen ableitet. Auch Brauchtum, Kalender und Wetterregeln sind mit Gedenktagen von Heiligen verbunden. Was aber den mittelalterlichen Menschen vertraut war, ist vielen fremd geworden: dass Heilige in vielerlei Nöten helfen (die Nothelfer), dass die Namenspatrone im letzten Gericht als Fürsprecher auftreten und besondere Funktionen haben (wie Antonius für Verlorenes, Judas Thaddäus oder Rita für aussichtslose Fälle) oder dass ihre Reliquien wunderbare Heilungen bewirken können. Andererseits ist die Wallfahrt nach Santiago de Compostela heute wieder sehr beliebt und in der Religionspädagogik sind die Heiligen als Vorbilder wieder ein Thema, und Kirchenpatrone werden sogar ökumenisch neu entdeckt.

Was sind eigentlich Heilige?

● Die Erfahrung des heiligen Gottes ist immer mit dem Erschrecken vor der Sündigkeit des Menschen verbunden: Wie sich Jesaja vor Gott als »Mensch mit unreinen Lippen erfuhr« (Jes 6,5), so weiß auch Paulus um diesen Zwiespalt des Menschen angesichts des allein heiligen Gottes. Selbst Jesus verweist auf Gott, als der reiche junge Mann ihn »guter Meister« nennt: »Niemand ist gut außer Gott, dem Einen!« (Mk 10,18). Von den Dämonen gefürchtet und

von den Glaubenden staunend erkannt wird Jesus im Neuen Testament als der »Heilige Gottes« bezeichnet (Joh 6,69).

Der Bereich Gottes ist für den Menschen unzugänglich, heilig, abgesondert: Mose muss vor Gott seine Sandalen ausziehen, Israel muss sich vor der Begegnung mit Gott reinigen (»heiligen«), der Dienst im Heiligtum bedarf besonderer Weihe, und der Name Gottes und der Sabbat als Tag Gottes sind zu »heiligen«. Dieser heilige Gott schenkt seinem Volk Anteil an seiner Heiligkeit: »Ich bin der Herr, der euch heiligt.« (Lev 20,8) So wird den »Heiligen des Allerhöchsten« das Reich Gottes zugesprochen

»die Berechtigung des göttlichen Lichtes in den Heiligen«

(Dan 7,25). Und so adressierte Paulus seinen Brief an die Christen und Christinnen von Rom »an die von Gott geliebten, berufenen Heiligen« (Röm 1,7). Damit aber meinte er die durch die Taufe in die Kirche Christi eingegliederten Glaubenden. Es waren Menschen, deren Verhalten er oftmals tadelte, die ermahnt, ermutigt und aufgerichtet werden mussten und die trotz allem durch die Taufe als »Geheiligte« Anteil an der Heiligkeit Christi bekommen hatten.

Was Heilige theologisch bedeuten, wird in mittelalterlichen Domen sichtbar: Wer weiß noch, dass die unter dem Mantel der Mutter Jesu versammelten Menschen einen germanischen Adoptionsgestus spiegeln – Miterben Christi sollen die Menschen sein! – und dass die Apostelgestalten an den tragenden Säulen der Kathedralen die Kirche auf dem Fundament der Apostel und Propheten konkretisieren (Eph 2,20)? Wie sich das Licht im vielfarbigen Spektrum der mittelalterlichen Glasfenster bricht, so sah die Theologie die Brechung des göttlichen Lichtes in den Heiligen. Ein Fest aller Märtyrer wurde

schon im 4. Jahrhundert am 1. Sonntag nach Pfingsten gefeiert und heute noch heißt dieser Sonntag im griechischen Kalender »Sonntag der Heiligen«. Am 13. Mai 609 war das römische Pantheon durch die Übertragung der Märtyrerbeine aus den Katakomben zu einer christlichen Kirche geworden. Und durch die irischen Mönche kam schließlich das Fest auf den Kontinent und wurde auf den 1. November verlegt. So ist das Allerheiligenfest am Ende des Kirchenjahres gleichsam der »Erntedank« der Erlösung und die Erinnerung an die biblische Vision der unzählbaren Schar jener namenlosen Menschen, die aus der großen Trübsal in die himmlische Herrlichkeit gelangten und das neue Lied der Erlösten singen (Offb 14). Das Fest ist gleichsam der hoffnungsvolle Blick über die Grenze zu jener großen Gemeinschaft vollendeter Menschen, zu denen auch unsere verstorbenen Lieben gehören; zu vielen unbekanntem Glaubenden, die vielleicht keine sichtbaren Spuren in der Weltgeschichte hinterließen und uns doch den Weg zu Gott gebahnt haben.

»Sie alle, die uns wie eine Wolke umgeben, können uns ein Beispiel geben ... Wir wollen durchhalten in dem Lauf, zu dem wir angetreten sind. Dabei wollen wir Jesus nicht aus den Augen lassen. Er ist uns auf dem Weg des Glaubens vorausgegangen und bringt auch uns ans Ziel.« (Hebr 12,1-2)

Heilige als Leitbilder heute

- Die Legenden vom Drachenkampf Georgs und vom Dienst Christophorus' waren tief sinnige Symbole christlicher Lebensgestaltung. Heute suchen die Menschen neue Vorbilder. Dabei interessieren an den Heiligen nicht heroische Tugenden, sondern ihr menschliches Ringen. Gefragt sind Leitbilder des Glaubens, die glaub-

würdig und wahrhaftig den Alltag bestanden, von Gottes Geist bewegt und liebende Menschen, die sich in ökumenischer Offenheit für die Benachteiligten engagierten. Von Simone Weil wird ein bedenkenswertes Wort überliefert: »Die Welt von heute braucht Heilige, neue Heilige, geniale Heilige, neue Orden, deren Mitglieder ihr Leben als Bauernknechte verbringen.«

An vier exemplarischen Gestalten möchte ich den Wandel im Verständnis der Heiligen aufzeigen. In jüngster Zeit sind mehrere Biographien über sie entstanden, die sie als Menschen voller Anfechtungen und Mehrdeutigkeiten, aber auch voller Mut und Glauben zeichnen, als Menschen, die mit ihrem Leben Antwort auf ihre Zeit waren.¹

Der Heilige der Krise

Niklaus von Flüe (1417-1487)

● Was interessiert moderne Schriftsteller an diesem spätmittelalterlichen Bauern und Visionär, der nach einer öffentlichen Karriere als Politiker seine Familie verlässt, um als Eremit zu leben? Bis heute ist er eine rätselhafte und fremde Gestalt geblieben, für viele ein Ärgernis. War das zweijährige Ringen des fünfzigjährigen Vaters von zehn Kindern um das Einverständnis seiner Gattin für den Weg »ins Elende« eine Midlife-crisis? Vieles spricht dafür, dass seine Abstinenz am häuslichen Tisch und seine Schlaflosigkeit in dieser Zeit aus einer tiefen Depression und inneren Unruhe kam und für die Familie eine fast unerträgliche Last bedeutete. Vor allem seine erwachsenen Söhne schämten sich ihres einst angesehenen Vaters vor der Öffentlichkeit. »Lässig wurde mir meine liebste Frau und die Gesellschaft der Kinder«, bekannte er einem vertrauten Ordensmann. Dass ein bäuerlicher Laie sein Innenleben preisgibt, ist ein ungewöhnlicher

Vorgang. Die Visionen, die ihn überfallen, sind von einer verwirrenden Vielfalt sinnlicher Eindrücke und haben etwas Ambivalentes und Chaotisches, sind Offenbarung und Versuchung zugleich. Seiner wundersüchtigen Umwelt galt seine fast zwanzigjährige Nahrungslosigkeit als Zeichen der Erwählung und schon zu Lebzeiten wurde er als Heiliger verehrt. Wer aber wusste um seine Qual und seine schwermütige Verstimtheit? »Gott weiß«, ist seine einzige Antwort auf allzu neugierige Fragen. Seine Frau Dorothee wird das Leiden ihres Mannes am deutlichsten erahnt und mitgelitten haben: die Verstörung ob der Situation der Kirche seines Jahrhunderts, der Ekel über die Korruption in der Politik, die starken inneren Bilder, die ihn überfielen, die Sehnsucht nach dem Eigentlichen und schließlich das Scheitern seines Planes, zu den sogenannten Gottesfreunden ins Elsaß zu gelangen. Niklaus von Flüe: ein Mann ganz nahe am Abgrund des Scheiterns? Unter allen bekannten Eremiten ist es Niklaus, der seiner Frau Dorothee trotz der zwei überschatteten Jahre des Ringens zutiefst verbunden bleibt: »So wie er als Fastender das Brot rühmt, die Frucht der Gnade des allmächtigen Gottes, behält die Gattin seine höchste menschliche Wertschätzung. Sie ist gut wie das Brot.«² Sie hat ihn freigegeben und aus der fernen Nähe ihres Hauses begleitet. Sein ganzes Suchen galt dem »einig Wesen«, das er in

»der Überforderte, von dem die Gnade nicht lässt«

der Abgeschiedenheit suchte, die er auch mit den liebsten Menschen nicht teilen konnte. Der Eremit sah das »große Gebrest am Herzen« seiner Zeit und setzte dagegen das Opfer seines Lebens. Mitten unter den Menschen lebte er entückt als Fürbitter und Ratgeber, als Wächter an der Grenze. Etwas von diesem rätselhaften Ge-

heimnis spüren die Pilger, die zu seiner stillen Zelle in der Ranftschlucht hinuntersteigen, so nahe und so fern von seinem einstigen Haus. Für Reinhold Schneider ist mit Bruder Klaus in das Politisch-Geschichtliche eine fremde Macht eingetreten: »Dass die Wahrheit auf seinem Antlitz stand; dass der Schrecken vor der Wahrheit sein Tun und Leben beherrschte; das war seine Macht. Die Wahrheit ist wesentlich prophetischer Natur ... Wir verfehlen ihn – wie die Heiligen alle – wenn wir die Umwelt in ein Idyll verwandeln ... Da die Menschen die Wahrheit nicht ertragen konnten, so musste er sie allein ertragen, musste er als ihr Zeuge zugleich zerbrechen und standhalten. Der Heilige ist der Überforderter, von dem die Gnade nicht lässt ... Dem Abgrund, in den er geblickt hat, wurde er zur Antwort für seine Zeit, für den Ablauf der Geschichte, als der in der Gemeinschaft stehende und über sie erhobene Einzelne, der die Wahrheit lebt: mit dem sie leibhaftig da ist.«³

Die Geringen im Haus des Vaters Thérèse von Lisieux (1873-1897)

● Am 30. September 1997, hundert Jahre nach ihrem frühen Tod, wurde Thérèse von Lisieux – nach Teresa von Avila und Katharina von Siena – zur dritten Kirchenlehrerin erklärt. Auch Thérèse Martin, die »kleine Heilige« von Lisieux, das verwöhnte, aber ob des frühen Todes der Mutter verstörte Nesthäkchen einer traditionellen katholischen Familie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, ist allen frommen Missverständnissen ausgesetzt. Dass sie ihren Klostereintritt schon mit fünfzehn Jahren ertrotzte und erst vierundzwanzigjährig an Tuberkulose starb, machte sie für ihre Schwestern und Promotorinnen ihrer Kanonisation außergewöhnlich. Spielte da so etwas mit wie ein »Diana-Effekt«? Christian Feldmann

fragt darum: »Was fasziniert die Menschen so an der kleinen Nonne, die versteckt in einem unbedeutenden Klösterchen gelebt und nicht mehr hinterlassen hat als eine reichlich biedere Selbstbiographie, ein paar sentimentale Gedichte und etliche nicht minder kitschige Malereien von Engelchen und dem blutropfenden Herzen Jesu?«⁴ Diese junge Frau hat intuitiv die Not ihres Zeitalters empfunden und die Herausforderung des

»Ich bereue es nicht, mich
der Liebe ausgeliefert zu haben!«

Atheismus mit der ganzen Kraft ihres liebenden Herzens aufgenommen. Gegen eine fragwürdige Leistungsfrömmigkeit entdeckt sie die Freiheit der Hl.Schrift, den lebendigen Organismus der Kirche Christi, die Berufung aller Getauften zur Heiligkeit, die zärtlichen Züge des barmherzigen Gottes, die Verpflichtung aller zum missionarischen Einsatz. In den letzten Monaten ihres Lebens erleidet sie nicht nur den qualvollen Zerfall ihres Körpers, sondern die tiefste Finsternis in ihrer Seele. Wenige Monate vor ihrem Tod stürzt ihre ganze Glaubenszuversicht zusammen: »Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es Gottlose gäbe, die keinen Glauben haben ... In den so fröhlichen Tagen der Osterzeit ließ Jesus mich fühlen, dass es tatsächlich Seelen gibt, die den Glauben nicht haben ... er ließ zu, dass dichteste Finsternisse in meine Seele eindringen und der mir so süße Gedanke an den Himmel bloß noch ein Anlass zu Kampf und Qual war ... alles ist entschwunden! ... die Stimme der Sünder annehmend, scheint die Finsternis mich zu verhöhnern und mir zuzurufen: Du träumst von Licht, von einer mit lieblichen Wohlgerüchen durchströmten Heimat ... nur zu, nur zu, freu dich über den Tod, der dir geben wird, nicht, was du erhoffst, sondern eine noch tiefere Nacht, die Nacht des Nichts.« und: »Ich glaube, seit einem

Jahr habe ich mehr Glaubensakte erweckt als in meinem ganzen Leben ... Es ist kein Schleier mehr für mich, es ist eine bis zum Himmel ragende Mauer, die das gestirnte Firmament verdeckt.«⁵

Vor den schützenden Mauern des Karmels nehmen am Ende des 19. Jahrhunderts die Arbeitslosigkeit und der Alkoholismus als Geißel von Lisieux zu, wachsen Antiklerikalismus, Atheismus, Kriminalität, Antisemitismus. Da werden Klöster und Schulen laisiert und entsteht die Frauenbewegung. Thérèse nimmt dies wahr und erleidet die Abgründe heutiger Gottesfinsternis, ohne dass jemand es ahnt. Dazu kommt ihre zu spät diagnostizierte tödliche Krankheit, über der damals Verdrängung und heftige Abscheu lag: Lungentuberkulose, die »soziale Krankheit« der Randständigen und Ausgegrenzten! Vielleicht spürte Thérèse intuitiv den Zusammenhang zwischen der organischen Krankheit und dem desolaten Zustand ihrer Seele. Anders als ihre Mitschwestern, die »für die Sünder« beten, solidarisiert sie sich mit ihnen als ihren Brüdern: »Dein Kind, Herr ... ist bereit, das Brot der Schmerzen zu essen, solange du es willst, und es will sich von diesem mit Bitternis beladenen Tisch, an dem die Sünder essen, nicht erheben vor dem durch dich bezeichneten Tag ... O Herr, entlasse uns gerechtfertigt!« Sie will die Welt liebend aus den Angeln heben und erkennt: »Mein letztes Mittel, eine Niederlage in meinen Kämpfen zu vermeiden, ist die Fahnenflucht.« – So stirbt sie einsam, elend unter grausamen Schmerzen, tapfer ausharrend in der Nacht: »Meine Torheit besteht darin, zu hoffen« und im Sterben bekennt sie immer wieder flüsternd: »Ich bereue es nicht, mich der Liebe ausgeliefert zu haben!«

Was macht diesen so gewöhnlichen »kleinen Weg« denn außergewöhnlich? U. Wickert brachte es auf den Punkt: »Thérèses inneres

Leben ist ein einziger Akt des permanenten Transzendierens gewesen. Sie hat Fortschritte gemacht in dem Grade, als es ihr gelang, alles Mitgebrachte, ihre eruptive Natur, ihr mittelständisches Milieu, die zeitbedingte, von Furcht nicht minder als von Sentiment geprägte Frömmigkeit aus Liebe zu wandeln, mit leeren Händen vor Gott zu erscheinen und Ihn allein ihre Gerechtigkeit sein lassen.«⁶ In Thérèse von Lisieux zeigt sich nach Ida F. Görres »ein Schimmer von dem, was die Geringen im Hause des Vaters erwartet«, die tapfer das Schweigen Gottes aushalten und das Elend der Leidenden liebend und hoffend mittragen.

Solidarisches Sterben

Edith Stein (1891-1942)

● Am 12. Oktober 1998 wurde die christliche Jüdin Edith Stein von Papst Johannes Paul II. heilig gesprochen. Für jüdische Kreise eine unerlaubte Vereinnahmung, für konservative katholische Kreise eine Provokation, denn Edith Stein starb nicht ihres christlichen Glaubens wegen, sondern wegen ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Volk. Sie hat kein Grab, denn ihre Asche liegt in Auschwitz verstreut mit Tausenden ihres Volkes. Mit Birgitta von Schweden und Katharina von Siena wurde sie von Papst Johannes Paul II. 1999 zur Patronin Europas erklärt.

Sie, die als jüngstes Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Breslau am Iom Kippur, am großen Versöhnungstag, geboren wurde, entzieht sich jeder Vereinnahmung. Begabte Philosophin, kritische Atheistin, Konvertitin und Ordensfrau, war sie immer auf der Suche nach der Wahrheit. Die Begegnung mit der glaubensstarken Witwe eines im Krieg gefallenen Freundes machten aus der entschiedenen Atheistin eine Suchende. Die Autobiographie der Teresa von

Avila wies ihr den Weg in die katholischen Kirche. Sie bemerkt: »Ich begann zu lesen, war sofort gefangen und hörte nicht mehr auf bis zum Ende. Als ich das Buch schloss, sagte ich mir: ›Das ist die Wahrheit!‹«⁷ Aus Rücksicht auf ihre betagte Mutter, für die die Konversion wie der Tod der geliebten Tochter war, schob sie den Eintritt in den Karmel auf, verdiente ihren Lebensunterhalt als Lehrerin bei den Dominikanerinnen in Speyer. Zweimal erfuhr sie die Ablehnung ihres Habilitationsprojekts, weil sie eine Frau und Jüdin war. 1933 wurde das öffentliche Wirken der 42-Jährigen durch den Arierparagraphen abrupt beendet. Edith Stein war nun frei, in den Kölner Karmel einzutreten und wurde Schwester Benedicta a Cruce. Um sie vor der Deportation zu schützen, schickte man sie 1938 in den niederländischen Karmel von Echt, wo sie – nach vergeblichem Einreiseantrag in die Schweiz – vermutlich am 9. August 1942 in Auschwitz umkam.

Ihre zahlreichen Schriften sind anspruchsvoll und schwierig, ihre Persönlichkeit verschlossen und diskret, aber Überlebenden aus dem Lager Westerbork berichten beeindruckt von dieser 51-jährigen Frau: »Edith Stein ging unter den Frauen umher, tröstend, helfend, beruhigend wie ein Engel. Viele Mütter, fast dem Wahnsinn nahe, hatten sich schon tagelang nicht um ihre Kinder gekümmert und brüteten in dumpfer Verzweiflung vor sich hin. Schwester Benedicta nahm sich sofort der armen Kleinen an, wusch und kämmte sie, sorgte für Nahrung

»die vom Kreuz Gesegnete«

und Pflege ... Als ich dieser Frau im Lager Westerbork begegnete ..., wusste ich sofort: Das ist ein wahrhaft großer Mensch ... Das war das Bild dieser älteren Frau, die so jugendlich wirkte, die so ganz und wahrhaftig echt war. Bei einem Ge-

spräch sagte sie: ... Die große Liebe allein wird bleiben ... So sicher und demütig sprach sie, dass es die Zuhörer packen musste. Ein Gespräch mit ihr ... das war eine Reise in eine andere Welt. In solchen Minuten bestand Westerbork nicht mehr.«⁸

Edith Stein, die unbeirrbar Wahrhaftige, die Gottsucherin, hat ihrem Namen entsprochen: »Bewahrerin des Erbes und Kämpferin« zu sein. Wie die in der Liturgie am 28. Dezember verehrten »Unschuldigen Kinder« wurde sie unfreiwilliges Opfer ihrer Herkunft. Sie hat aber als Benedicta a Cruce – als vom Kreuz Gesegnete – ihr Martyrium für ihr Volk bewusst mit dem Tod Jesu verbunden. Bei der Verhaftung nahm sie ihre Schwester Rosa an der Hand: »Komm, wir gehen für unser Volk!«

Der Mut zu den schmutzigen Händen Dietrich Bonhoeffer (1906-1945)

● Dass Dietrich Bonhoeffer wegen seiner Teilnahme an der politischen Verschwörung gegen Hitler zum Märtyrer in einem deutschen Konzentrationslager geworden ist, macht seine theologischen Entwürfe bemerkenswert. Sein fragmentarisches Werk ist von seinem abgebrochenen Leben und seiner Person nicht zu trennen – gerade darin liegt seine Faszination. Bonhoeffer ein ökumenischer Heiliger? Ja, wenn wir den Begriff im neutestamentlichen Sinn verstehen.

Als sich das Schicksal Dietrich Bonhoeffers in den frühen Morgenstunden des 9. Aprils 1945 in Flossenbürg erfüllte, war der Hinrichtung einer der letzten Befehle Hitlers vorausgegangen, diesen Mann so zu liquidieren, dass nichts mehr an ihn erinnere – so gefährlich erschien er dem nationalsozialistischen Regime. Sein Freund Eberhard Bethge schreibt: »Wir besitzen also ein unabgeschlossenes Werk von Bonhoeffer ... Und

wir besitzen das Bild eines tätigen Lebens, das mit 39 Jahren durch die Hand des Henkers endete. Die Elemente dieses Werkes und Lebens bilden eine Brücke zwischen verfeindeten Blöcken und Ländern, zwischen getrennten Konfessionen ... Die letzten Lebensjahre und das Ende vollzogen sich in einem vollständigen Inkognito. Überall kannte man nach 1945 Männer wie Niemöller, Wurm, Dibelius, Lilje. Nur innerste Kreise wussten von dem Kirchenkämpfer, Ökumeniker und Verfasser der Nachfolge, Bonhoeffer.«⁹

Am 21. Juli 1944 schrieb Bonhoeffer seinem Freund aus dem Tegeler Gefängnis: »Ich habe in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen und verstehen gelernt; nicht ein homo religiosus, sondern ein Mensch schlechthin ist der Christ, wie Jesus – im Unterschied wohl zu Johannes dem Täufer – Mensch war. Nicht die platte und banale Diesseitigkeit der Aufgeklärten, der Betriebsamen, der Bequemen oder der Lasziven, sondern die tiefe Diesseitigkeit, die voller Zucht ist und in der die Erkenntnis des Todes und der Auferstehung immer gegenwärtig ist, meine ich ... Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich vor 13 Jahren in Amerika mit einem französischen jungen Pfarrer hatte. Wir hatten uns ganz einfach die

*»Ich möchte ein Heiliger werden. –
Ich möchte glauben lernen.«*

Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: ich möchte ein Heiliger werden (– und ich halte für möglich, dass er es geworden ist –); das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ich möchte glauben lernen. Lange Zeit habe ich die Tiefe dieses Gegensatzes nicht verstanden. Ich dachte, ich könnte glauben lernen, indem ich selbst so etwas wie ein

heiliges Leben zu führen versuchte ... Später erfuhr ich und ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder oder einen Kirchenmann (eine so genannte priesterliche Gestalt!), einen Gerechten oder einen Ungerechten, einen Kranken oder einen Gesunden – und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und

*»dass man erst
in der vollen Diesseitigkeit
des Lebens glauben lernt«*

Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeit leben, – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist metanoia; und so wird man ein Mensch, ein Christ.« (Brief vom 21.7.44 an Eberhard Bethge).

Im Zerschneiden aller Lebensprojekte sah Bonhoeffer, dass von ihm und seiner Generation nicht nur das verborgene Beten und »Tun des Gerechten« erfordert war, sondern das Aushalten der Situation: »Mag in dem, was den Tatsachen vorausgeht, noch soviel Versagen, Sichverrennen und Schuld liegen, in den Tatsachen selbst ist Gott.« (Brief vom 23.1.44) »Man soll Gott in dem finden und lieben, was er uns gerade gibt ... die Hauptsache ist, dass man mit Gott Schritt hält und nicht immer schon einige Schritte vorausseilt, allerdings auch keinen Schritt hinter ihm zurückbleibt.« (Brief vom 18.12.43) So hat er selbst seiner Hinrichtung gefasst entgegengesehen: »Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens«, ließ er als letzten Gruß einem befreundeten Bischof melden.

Vielleicht ist die Hoffnung die letzte Wahrheit der Narren (Siegfried Lenz)

● »Ich kenne zwischen dem geschriebenen Evangelium und dem Leben der Heiligen keinen anderen Unterschied als den zwischen einer in Noten geschriebenen Musik und der nämlichen Musik, wie sie von Künstlern ausgeführt wird«, meinte Franz von Sales. Heilige sind sichtbar gewordene Nachfolge Jesu und hörbares Evangelium von der Gnade Gottes. Der Überforderte, von dem die Gnade nicht lässt, die in der Gottferne ausharrende Liebende, die mit ihrem jüdischen Volk Sterbende und der im Chaos seiner Zeit aus christlicher Verantwortung Handelnde sind mit vielen anderen Zeugen, die mit ihrem Leben »Rechenschaft über die Hoffnung« ablegten (1 Petr 3,15).

Wie die Kirche der ersten Jahrhunderte aus dem Blut der Märtyrer entstand, so ist auch heute wieder der »martyr«, der Zeuge für Jesu Lebensmodell und Gottes neue Welt wichtiger denn je. Vielleicht wird auch für uns einmal das

Wort Papst Johannes Pauls II. Realität, das er im Hinblick auf die Glaubenszeugen des 20. Jahrhunderts schrieb, die oftmals unter den Bedingungen von Terror und Diktaturen für Gerechtigkeit, Frieden und Wahrheit mit ihrem Lebens Einsatz einstanden: »Am Ende des zweiten Jahrtausends ist die Kirche erneut zur Märtyrerkirche geworden. ... Das Zeugnis für Christus bis hin zum Blutvergießen ist zum gemeinsamen Erbe von Katholiken, Orthodoxen, Anglikanern und Protestanten geworden. ... Das ist ein Zeugnis, das nicht vergessen werden darf. ... Die communio sanctorum, Gemeinschaft der Heiligen, spricht mit lauterer Stimme als die Urheber von Spaltungen ... Die größte Verehrung, die alle Kirchen an der Schwelle des dritten Jahrtausends Christus darbringen werden, wird der Beweis der allmächtigen Gegenwart des Erlösers durch die Früchte von Glaube, Hoffnung und Liebe in Frauen und Männern vieler Sprachen und Rassen sein, die Christus in den verschiedenen Formen der christlichen Berufung nachgefolgt sind.« (Tertio Millenio Adveniente, Nr. 37)

¹ Vgl. H.R. Hilty, Bruder Klaus oder Zwei Männer im Wald, 1981; Pirmin Meier, Ich Bruder Klaus von Flüe, 1997; Christian Feldmann, Thérèse von Lisieux. Die schwarze Nacht des Glaubens, Freiburg 1997; ders., Edith Stein. Jüdin –

Atheistin – Ordensfrau, Freiburg 1998.

² Meier, Ich Bruder Klaus, 395.

³ Reinhold Schneider, Gesammelte Werke 9, Das Unzerstörbare. Religiöse Schriften, Frankfurt 1978, 344–345

⁴ Feldmann, Thérèse von Lisieux, 11.

⁵ Aufzeichnung vom 3. Juni 1897 (wenige Monate vor ihrem Tod)

⁶ Ulrich Wickert, in: Paul Imhof (Hg.), Frauen des Glaubens, Würzburg ³1987, 228.

⁷ Feldmann, Edith Stein, 48.

⁸ zit. n. Feldmann, Edith Stein, 130–131.

⁹ Eberhart Bethge, Dietrich Bonhoeffer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1976, 8.

Evangelische Armut

Nichts haben.

Nichts tragen.

Nichts können.

Nichts bitten.

Und, so nebenbei,

nicht töten;

nicht verschweigen.

Nur das Evangelium, wie eine scharfe Klinge.

Und das Weinen und Lachen im Blick.

Und die ausgestreckte und festgehaltene Hand.

Und das Leben, zu Pferde, hingegeben.

Und diese Sonne und diese Flüsse

und dieses erkaufte Land,

für Zeugen der schon entzündeten Revolution.

»mais nada«?!

und sonst nichts?

Pedro Casaldaliga